

Der Mittwoch Monolog

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **93 (1967)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DER MITTWOCH MONOLOG

Ich trage die Nr. 231, bin nicht nur rundlich, sondern ganz rund, von Gesetzes wegen; rot umrandet, innen blau, mit einem roten Diagonalstreifen von links oben nach rechts unten. Beliebt bin ich nicht, vor allem weil sich freiheitsbeschneidende Erzeugnisse meiner Art massiv ausbreiten. Mehr noch: mich haßt man. Aber ein Trost bleibt mir: meine Schwester, die Nr. 230, die zusätzlich einen roten Streifen von rechts oben nach links unten aufweist, ist noch unbeliebter. Wir gehören zur Familie der Vorschriftssignale. Ich heiße mit Vor- und Nachnamen «Parkieren verboten», meine Schwester heißt «Halten verboten». Ach, diese Autofahrer, wie mürrisch sie uns anschauen. Ich genieße den Vorteil, nicht irgendwo an einem Trottoirrand fest eingemauert verharren zu müssen. Ich bin für den mobilen Einsatz fabriziert worden und stehe auf Eisenfüßen. Die Stadt, deren Automobilisten ich bevorschrifte, braucht mich bald hier, bald dort. Mir gefällt die Stadt. Ich sage ihren Namen nicht. Vor jedem Gemüsemarkt pflanzt man mich an den Straßenrand, damit die Verkaufsstände montiert werden können, ich verjage die Benzinrosse bei Bauarbeiten, darf bei Festlichkeiten mitwirken, den Platz freihalten für die

Musik und die Fahnen und die Redner; dann ist die Stadt mit den Lauben und Geranien besonders schön. Eine wichtige und feierliche Einsatzgelegenheit, Höhepunkt meiner Parkieren-verboten-Laufbahn, bieten die Sitzungen des Stadtrates. Meistens sitzt er am Donnerstag. Da lasse ich mein Rot greller, mein Blau gebieterischer leuchten, stelle den verzweifelt suchenden nicht-magistratischen PS-Rittern meinen eisernen Leib noch eiserner entgegen. Eine gute Stunde vor Sitzungsbeginn stehe ich wehrhaft in der Umgebung des Rathauses, zusammen mit vielen Kolleginnen, assistiert von Stadtpolizisten. Mein Motto: jedem Stadtrat seinen Parkplatz. Im Umkreis sind Parkplätze ohnehin Mangelgut, also spielt es wirklich keine Rolle, wenn ich die Felder ums Rathaus stundenweise konfisziere. So stehe ich denn da, rotblaues Aergernis Nr. 231, strikte abweisend, wer nicht den stadträtlichen Klebezettel an der Frontscheibe trägt. Ein bescheidenes Privileg den geplagten, gehetzten Herren Stadtvätern – dafür, denke ich, werde ich doch einstehen dürfen. Wie? Eine undemokratische Bevorzugung..., aber bitte, nicht so kleinlich! Dem gewöhnlichen Reifenvulk lege ich den Rat ans Herz bzw. an die Kolben: parkiert in den Außenquartieren und befördert euch mit öffentlichen Verkehrsmitteln ins Zentrum. Den Lauben und den königlichen Fassaden bliebe mancher Fluch erspart. Es kann nun einmal nicht jeder Einwohner Stadtrat sein. Nicht vorzustellen: um die 170 000 Abordnete.

Nein, den Namen der Stadt sage ich nicht. Für Nr. 231 Ehrensache.

Ernst P. Gerber

Besuch vom besseren ICH

Zu meinem größten Erstaunen fand sich kürzlich ein seltener Gast bei mir ein. Und das noch zu einer Stunde, da ich keine Besuchszeit habe. Unvorsichtigerweise aber hatte ich das sonst für solche Fälle vorgesehene Schild: «Vorübergehend geistesabwesend» nicht an der Tür angebracht, obgleich es angebracht gewesen wäre. Ich öffnete ahnungslos und ließ, noch ahnungsloser, den unerwarteten Gast herein. Halb widerwillig, einen Sockenhaltervertreter vermutend, bot ich ihm einen Sitz an. Das hätte ich nicht tun sollen, denn er war, wie sich sogleich herausstellte, ein Standpunktvertreter.

Es war «mein besseres Ich». Außerlich sah er ganz wie ich aus, einigermaßen gepflegt, mit tadellosem Hemd und auch sonst einwandfrei. «Lange nicht gesehen», sagte er. Ich erwiderte im Namen meines schlechten Ichs: «Macht ja nichts.» – «Aber, aber», bemerkte er etwas verweisend. Und dann: «Du solltest mich öfters vor Augen haben, mich, Deine Luxusausgabe. Du vernachlässigst zwar nicht deinen äußeren Menschen, aber dich.» Und

dann bekam er Röntgenaugen und begann mich zu durchleuchten. Dann wieder er: «Hast du einen Abstieg genommen, seitdem wir uns so selten sehen.» Ich, durchaus nicht geneigt, ihm Avancen zu machen: «Ich kenne Sie überhaupt nicht.» Mit abstandgebietendem Sie wehrte ich mich gegen sein mir frech anbietend erscheinendes Du. Aber er überhörte es und duzte mich weiter. Eine Flut von Vorwürfen ergoß sich über mich: daß ich eitel und hochfahrend sei, ichbesessen, ohne Moral, ohne Innenleben, nur auf Genuß und Vergnügungen erpicht, selbstsüchtig, und daß ich, wenn ich, selten genug, schon einmal etwas Gutes täte, mir auch noch etwas darauf zugute tue. Nun, ja und so. Dann in einen etwas pastoral-lehrhaften Ton übergehend: «Es gibt von jedem Menschen ein Negativ und ein Positiv. Wer von uns beiden das Positiv ist, dürfte Dir nach meinen Ausführungen nicht schwer werden.» – «Hm», meinte ich wegwerfend und an meinem schlechten Ich hängend wie an einer lieben Gewohnheit, «du bist für mich nur eine Redensart. Sozusagen ein geflügeltes Wort.» Zum ersten Mal war ich zum Du übergegangen, damit es richtig hinhaute. Und dann, um zu zeigen, wie wenig ich auf eine Reform meines Ichs Wert legte, schmiß ich mein besseres Ich hinaus.

Jetzt führt besagtes besseres Ich vermutlich das Leben eines besseren Herrn auf Wohnungssuche. Denn sein zwischen Tür und Angel hingeseufztes Angebot: «Wir könnten doch immer zusammenbleiben» beantwortete ich mit einem höhnischen Grinsen und gab ihm einen Stoß. Darauf legte ich die Kette vor die Tür. Richard Drews

Fortschritt

beleuchtet von Max Mumenthaler

Neben Mao darf's in China
keine andern Götter geben,
er allein besitzt die Allmacht
über Himmel, Tod und Leben.

Vor ihm liegen auf den Knien
seines Ruhmes laute Barden,
die getreuen Engelscharen,
die vom Blut gefärbten Garden.

Khungfutse, der alte Schmöcker,
der die Selbstzucht propagierte,
einst der Mann «des rechten Weges»,
ist der große Angeschmierte.

Ach, was soll des Volkes Wohlfahrt
ohne roten Einheitsstempel,
deshalb fallen seine Lehren,
deshalb fallen seine Tempel,

und es fallen Peitschenhiebe
in des Bürgers stille Bahn.
Welch ein Fortschritt in die Zeiten
des verehrten Dschingis-Chan!